

I

*Thomas Gerlinghoff,
Mittwoch, 11. September 1940,
irgendwo in Deutschland*

Er würde sterben müssen, um zu überleben. Thomas Gerlinghoff wusste, dass er nur diese eine Chance hatte. Die Chance, nach der er seit Wochen Ausschau gehalten hatte. Nichts weiter war geschehen, als eine kleine Unachtsamkeit der Wachleute. Das Resultat: Eine Nähnadel und ein langer, weißer Faden, nur eine Armeslänge entfernt von seinem Strohlager auf dem Boden der Zelle. Geschickt genutzt, konnte dies den Weg in die Freiheit bedeuten. Falls es gut gehen würde. Falls es da draußen so etwas wie Freiheit für Menschen wie ihn überhaupt noch gab...

Doch er verbot sich die Zweifel. Seine Entscheidung war gefallen. Unwiderruflich. Nun galt es, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Bald würde Wachwechsel sein. Bis dahin gab es noch viel zu tun.

Zuerst musste er den vorhin von den Wächtern grob zugenähten Sack öffnen und Ulrich herausholen. Ohne Schere gelang es überraschend leicht, sich mit den Zähnen zu behelfen. Nun war es von Vorteil, dass im Lager an allem gespart wurde, sogar am Nahtmaterial für die Leichensäcke.

Thomas Gerlinghoff erschrak nicht, als das Gesicht seines Zellennachbarn zum Vorschein kam: Hohlwangig und fahl sah Ulrich Stäbele kaum erbärmlicher aus als in den letzten Tagen seines Lebens. Wahrscheinlich

wog der Tote nicht mehr als fünfzig Kilo, aber dennoch gelang es nur mit äußerster Anstrengung, den nackten Körper seiner Hülle zu entwinden.

Dankbar für die spätsommerliche Wärme, legte Gerlinghoff seine Kleidung bis auf die Schuhe ab. Bei dem Versuch dem Toten Jacke und Hose anzuziehen, wurde ihm mehrmals schwarz vor Augen, so dass er immer wieder innehalten musste, um Atem zu schöpfen. Als er Ulrich Stäbele schließlich hinüber auf sein eigenes Lager gezogen hatte, war die Erschöpfung so groß, dass Gerlinghoff nahe daran war aufzugeben. Doch das Wissen, dass er nichts zu verlieren aber alles zu gewinnen hatte, spornte ihn an, der Schwäche zu widerstehen. Noch war er nicht am Ende. Noch hatte er seine Chance nicht vertan. Auch konnte er wohl davon ausgehen, dass weniger Zeit vergangen war, als er glaubte, seit die Wachleute seine Zelle verlassen hatten.

Nur allzu oft hatte er erfahren, dass sich im Lager die Zeit ihren physikalischen Gesetzen entzog. In glühender Sommerhitze hatte sie sich beim Ziehen des Pfluges durch steinige Erde fast endlos gedehnt, bis sie sich schließlich in Nichts aufgelöst hatte. Die Wachmänner hatten es lustig gefunden, Häftlinge statt der Ochsen vorzuspannen. Aber an Gerlinghoff hatten sie nicht lange ihren Spaß gehabt. Gegenüber seinen Ohnmachten waren selbst ihre Peitschen machtlos gewesen. Die Wächter hatten sich mit der Zelle gerächt. Hunger hatte hier sein Zeitgefühl zuerst hellhörig werden, dann jedoch ertauben lassen. Im ewig gleichen Dämmerlicht der seltsam verrenkt von der Decke baumelnden Glühbirne waren Tage und Nächte ineinander verschwommen.

Doch nun hatten die Wächter das Nähzeug vergessen, und er befand sich im Wettlauf gegen die Zeit. Eine Zeit, die er nicht einschätzen konnte, da er keinen Anhaltspunkt dafür hatte, wie spät es wirklich war. Vielleicht war sein Stundenglas bereits abgelaufen. Vielleicht würden im nächsten Augenblick nagelharte Schritte auf dem Flur hallen. Sicher würden die Wärter seinen Plan durchschauen, wenn sie ihn auf frischer Tat ertappten. Bestenfalls würde man ihn gleich erschießen, wahrscheinlicher noch würde man zuvor versuchen, die Namen von Mitverschwörern aus ihm herauszupressen, denn man würde ihm kaum glauben, dass er seine Flucht alleine geplant hatte.

Er lauschte. Doch es war nur das Pochen seines Herzens zu hören. Also war noch nichts verloren, und es blieb ihm die Chance auf einen offiziell festgestellten Tod.

„Bitte verzeih mir, Mama“, flüsterte er.

Seine Nase begann zu bitzeln. Doch Gefühle konnte er sich jetzt nicht leisten. Handeln war angesagt. Er stand auf und ging zur Zellenecke hinter der Tür, dort grub er mit schnellen Griffen einen lockeren Stein aus. Darunter war sein einziges Hab und Gut verborgen: Ein Stückchen Kohle, kaum größer als ein Daumen. Vor ein paar Wochen war es ihm gelungen, es unbemerkt vom Lagerhof mitzunehmen, wo es von einer Kohleladung liegen geblieben war. Damals hatte er noch gehofft, irgendwann einen Papierfetzen zu finden und so einen Brief schreiben und vielleicht sogar nach draußen zu seiner Mutter schmuggeln zu können. Aber das war ihm nicht gelungen.

Er nahm die Nähnadel und stach sie mehrmals zuerst in die Kohle und dann in den Arm des Toten. Die Angst machte seine Hand unsicher, dennoch entstand eine kleine Linie, welche die letzte Zahl der eintätowierten Lagernummer durchkreuzte. Um die Einstichstellen behielt die Haut ihre Leichenblässe, keine Rötung verriet die Fälschung.

Schon an ihrem ersten gemeinsamen Tag in der Hungerzelle hatten Thomas Gerlinghoff und Ulrich Stäbele bemerkt, dass ihre Lagernummern bis auf die letzte Zahl identisch waren. Der kleine, nachtätowierte Strich hatte nun Stäbeles Eins in Gerlinghoffs Sieben und damit Schnäbele in Gerlinghoff verwandelt. Dass man im Lager nichts weiter als eine Nummer war, würde sich als Vorteil erweisen. Ihre Pässe hatte man ihnen schon bei der Festnahme abgenommen. Hunger und Misshandlungen hatten ihre Gesichter einander angeglichen. Die Haare waren ihnen gleich kurz geschoren worden. Dass die Augenfarbe eines Häftlings sich von graugrün in braun verwandelt hatte, würde den Wachleuten nicht auffallen.

Sanft berührte Thomas Gerlinghoff die Stirn des Toten: „Danke, mein Freund“, flüsterte er. „Ruhe in Frieden.“

Stiefel auf dem Flur? Hastig griff er nach Nadel und Faden und stieg in den Leichensack. Stimmen polterten. Gelächter kam näher. Mit zitternden Fingern begann er die Öffnung zu vernähen.

Die Schritte stoppten. Die Wachmänner mussten jetzt direkt vor der Tür sein. Schreckstarr bestand Gerlinghoff nur noch aus Lauschen.

„Haste Feuer, Erich?“, fragte draußen eine knarzende Stimme.

Gerlinghoffs Herz tat einen Sprung. Eine Zigarettenlänge Aufschub! Jetzt würde er es schaffen. Deutlich ruhiger als zuvor, fuhr er fort, die Naht zu schließen. Als sich der Schlüssel quietschend im Schloss drehte, hatte Thomas Gerlinghoff gerade seinen letzten Stich getan. Nun war er

unsichtbar. Erleichtert atmete er auf. Doch es war mühsam, Luft zu holen. Mit der Erkenntnis, dass er in der Eile vergessen hatte, zu überprüfen, ob man durch den Leichensack ausreichend atmen konnte, legte sich ein zäher Nebel auf seine Gedanken, der es ihm schwer machte, sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Hatte er sich die Luftzufuhr abgeschnitten? Wie viel Zeit blieb ihm noch, bis er das Bewusstsein verlor? Nur mit äußerster Willensanstrengung gelang es ihm, seine Hände davon abzuhalten, die Naht wieder aufzureißen. Sein Herz pochte so laut, dass die Wachmänner es hören mussten. Aber diese Furcht war unbegründet. Gerade hatten sie die Leiche entdeckt.

„Das gibts doch nicht, jetzt ist der andere auch hinüber“, stellte der zuvor mit Erich angeredete Wachmann fest. „Da ist die Mittagschicht aber fein heraus. Jetzt haben wir die Arbeit. Die hätten wenigstens den ersten Toten selbst wegschaffen können.“

„Immerhin ham se ihn registriert und eingenäht“, erwiderte die knarrende Stimme. „Das ham wir schon mal gespart.“

„Und für den Zweiten hier haben wir keine Zeit zum Einnähen“, gab Erich zu bedenken. „Gleich kommt der LKW. Wir registrieren schnell seine Nummer und schaffen dann beide sofort rüber, zum Wegtransport. Jetzt in der Dunkelheit ist es sowieso egal, ob im Sack oder offen.“

Gerlinghoff stellte erleichtert fest, dass er durch das Leinen ausreichend Sauerstoff einatmen konnte, sonst hätte er schon längst das Bewusstsein verloren. Wieder einmal hatte er Glück gehabt.

„Werden die immer noch zum Krematorium gefahren?“ wurde er von Erich aus seinen Gedanken gerissen.

„Keine Ahnung, aber ich tippe drauf“, antwortete die knarrende Stimme. „Nur noch eine Woche, dann sollen unsere Öfen hier auf dem Gelände betriebsfähig sein. Modernste Technik, heißt es. Wenn die beiden es mit dem Sterben nicht ganz so eilig gehabt hätten, hätten sie sich die Reise heute sparen können.“

„Schwätz nicht so viel und fass an!“, forderte Erich seinen Kollegen auf.

Ein quietschendes Geräusch, ein reißender Schmerz im Nacken, ein Ruck an den Füßen und Gerlinghoff landete mit dem Rücken auf einer harten Unterlage. Es dauerte einen Augenblick, bis er verstand, dass der nun folgende Schlag auf Brust und Bauch wohl von Ulrich Stäbeles Körper hervorgerufen worden war, den die Wachmänner auf den Leichensack geworfen hatten.

Erneut ein Quietschen, dann begann der Boden unter Gerlinghoff zu schwanken. Sein Kopf kippte nach hinten unten, und er wurde mitsamt dem auf ihm liegenden Zellennachbarn nach vorne geschoben.

„Ganz schön schwer, diese Burschen, obwohl se so dürr sind wie die Rechen“, beschwerte sich der Knarzende.

„Halt die Klappe und zieh“, war Erichs Antwort. „Draußen hupt der LKW.“

„Dann muss er eben warten“, erwiderte der andere. „Wir ham schließlich die doppelte Ladung zu verfrachten.“

Dennoch beschleunigten die Männer ihr Tempo. Der größte Teil von Gerlinghoffs Körper war durch Ulrich Stäbele zwar belastet, aber auch geschützt. Sein Problem war der Kopf, der mit dem Gesicht nach oben, hinten über die Karre hing. Unabgefedert war er dem Stakkato der unebenen Pflastersteine ebenso ausgesetzt wie den Fliehkräften bei Biegungen des Weges. Der Schmerz im Nacken war unerträglich. Hinzu kam die Angst. Gerlinghoff hatte das Gefühl, als würde ihm der Schädel mit jeder Erschütterung ein Stückchen lockerer, fast als müsse dieser sich gleich gänzlich aus seiner Verankerung in der Wirbelsäule lösen. Konnte so etwas geschehen? Konnte man so etwas überleben? Vielleicht wäre er dann gelähmt, ein lebendiger Toter und würde sich vor seiner Verladung in den Brennofen nicht befreien können.

Der Impuls den Kopf zu bewegen, ihn in eine weniger belastende Position zu bringen, war fast übermächtig. Aber Thomas Gerlinghoff biss die Zähne zusammen, widerstand der Versuchung und kämpfte sich von einer Sekunde zur nächsten. Er war doch schon weit gekommen. Alles war bislang geglückt. Er würde seiner Angst nicht nachgeben. Er würde diese Höllenfahrt heil überstehen. Er durfte nicht vergessen, dass er eine Aufgabe hatte, dass ihm eine ungeheure Verantwortung übertragen war, für eine Mission, die, wenn sie glückte, Tausenden das Leben retten konnte. Gerlinghoff versenkte sich ganz tief in sein Inneres, versuchte sich so steif zu machen wie ein Stück Holz, wurde ein Stück Holz, ein bloßer Baumstamm, der auf einem Wagen transportiert wurde.

Plötzlich stoppte die Karre.

„Na endlich“, stellte der Knarzende fest. „Der Weg is ‘ne echte Plackerei. Diese Hänfterlinge sind aber auch zu rein gar nichts zu gebrauchen. Da sind mir anständige Arbeiter lieber. Die wissen wenigstens, wie man Pflastersteine sauber ver.....“

„Heil Hitler!“, wurde das Geschwätz von einer forschenden Stimme unterbrochen. „Brenngütertransport. Übergabezeit war 22 Uhr.“

„Heil Hitler!“, grüßten die beiden Wachmänner zurück.

„Hat länger gedauert, weil wir einen mehr als erwartet auf der Karre haben“, erklärte Erich. „Zigarette?“

„Für eine ist gerade noch Zeit“, willigte der LKW-Fahrer ein.

„Wenn Sie uns noch die Abnahme bestätigen würden“, bat die knarrende Stimme.

Gleich darauf fragte der Fahrer: „Sind die beiden zahngoldfrei? Ich will mir nicht wieder anhängen lassen, dass ich mir Gold unter den Nagel gerissen hätte.“

Gerlinghoff spürte ein Rucken über sich. Ulrichs Körper wurde nach vorne gezogen. Wahrscheinlich wollte man seine Zähne inspizieren.

„Links oben hätte er ein paar Goldzähne gebrauchen können“, urteilte Erich. „Hat aber keine, nur Lücken. Vielleicht war da ein anderer schneller als wir. Aber ich glaube nicht. Scheint kein Geld für Zahnersatz gehabt zu haben, halt ein Landpastörchen, kein fetter Präl....“

„Ja, ja, habe verstanden“, schnitt ihm der LKW-Fahrer das Wort ab. „Möchte nur quittiert bekommen, dass bei der Übergabe kein Gold da war. Und wie sieht es mit demjenigen im Sack aus?“

Jemand griff nach Gerlinghoffs Kopf. Nur seine immer noch zusammengepressten Lippen bewahrten ihn vor einem Schrei.

„Zugenäht“, stellte die knarrende Stimme fest. „Hat jemand ein Messer?“

Gerlinghoffs Herz setzte für einen Augenblick aus. Dann wurde er ganz ruhig. Er hatte seine Chance ergriffen. Wenn jetzt gleich alles aus sein würde, würde er sich nichts vorzuwerfen haben.

Aber es war nicht aus. Die Erlösung lag in einem einzigen Wort.

„Oskar“, meldete sich Erich. „Oskar hat ihn eingenäht.“

„Oskar? Dann ist die Leiche sauber“, befand der Knarrende. „Der würde doch selbst seiner Oma bei lebendigem Leibe den letzten Zahn rausbrechen, wenn er aus Gold wäre.“

„Danke für die Unterschrift“, war der Fahrer wieder zu hören. „Dann hat ja alles seine Ordnung und ich kann endlich los. Fasst mal mit an!“

Mit einem Ruck wurde Ulrich Stäbeles Körper entfernt. Gedämpft war zu hören, wie er auf einer harten Unterlage aufschlug. Gerlinghoff glaubte zu wissen, was ihn nun erwartete, und er versuchte sich dagegen zu

wappnen. Auf keinen Fall durfte er schreien oder eine Abwehrbewegung machen.

Es geschah schnell und fast gleichzeitig: Das grobe Reißen an Kopf und Schultern, die harte Umklammerung seiner Füße, das unvermittelte Losgelassenwerden, der Flug und der krachende Aufprall, verbunden mit einem grell blitzenden Schmerz in seinem linken Unterarm.

Dann war nichts als Dunkelheit um Thomas Gerlinghoff.

Er wusste nicht, was ihn aus seiner Bewusstlosigkeit geweckt hatte, der hässliche Schmerz in seinem Arm oder der üble Gestank, der ölig seinen Leinensack durchsickerte wie ein unreiner Geist, der von ihm Besitz ergreifen wollte. Gerlinghoff hatte nur noch einen Gedanken, weg von hier zu kommen. Weit weg.

Seit die Wachmänner Nähnadel und Faden in der Zelle vergessen hatten, waren sein ganzes Denken und Handeln darauf konzentriert gewesen, aus dem Lager zu fliehen. Der Plan war anscheinend geglückt. Nach dem gleichmäßigen Tuckern des Motors zu schließen, hatte der LKW längst die Eingangstore passiert und befand sich auf einer Straße, wahrscheinlich in Richtung der Verbrennungsanlage. Kein Alarm würde hinter Gerlinghoff ausgelöst werden, niemand würde ihn suchen. Er war nichts anderes als ein weiterer Sterbefall im Register des Lagers.

Aber er war nicht aus der Zelle geflohen, um im Krematorium verbrannt zu werden. Wie konnte er sich aus dem LKW befreien? Er hatte vorhin nur eine einzige Stimme außer den Lagerwächtern gehört. Auch hatten diese dabei helfen müssen, Gerlinghoff auf den Wagen zu werfen. Daraus folgerte er, dass er und der Fahrer die einzigen lebendigen Menschen auf dem LKW waren. Er brauchte einen Plan und vor allem einen Überblick bezüglich seiner Lage. Dazu würde es notwendig sein, den Sack zu öffnen. In vollkommener Dunkelheit, mit viel zu wenig Bewegungsspielraum und einem wütenden Schmerz im linken Arm, erwies sich dieses Vorhaben allerdings als schwierig.

Es dauerte eine Weile, bis er eine Nahtstelle ertastet hatte. Er öffnete den Mund, um den Faden zu zerbeißen, da legte sich der hier alles beherrschende, faulige Geruch so schwer auf seine Zunge, dass er Mühe hatte, ein Würgen zu unterdrücken. Aber er durfte sich davon nicht abhalten lassen, seine Zähne zu gebrauchen.

Als er die Naht einen Spalt weit aufgetrennt hatte, sah er, dass es immer noch Nacht war. Von einem sternenlosen Himmel beschien ein schmaler

Sichelmond eine grausige Szenerie: Zwischen einem Durcheinander von Säcken lag mit bizarr verrenkten Armen und Beinen eine Vielzahl von Leichen auf der offenen Ladefläche des LKW. Wieder überkam Gerlinghoff eine Welle der Übelkeit. Wieder zwang er sich dazu, sein Fühlen auszublenden und sich ganz auf das erforderliche Handeln zu konzentrieren.

Der Sack hatte seine Schuldigkeit getan. Der Flüchtige riss die Naht ganz auf und wand sich mühsam hinaus. Es war gleichzeitig eine Wohltat und eine Qual, sich zu strecken. Jede Faser seines Körpers tat weh, und sein linker Arm war ein grell pulsierender Schmerz.

Gerlinghoff schloss seine Augen und versuchte, langsam und tief ein- und auszuatmen. Sein Arm war vermutlich gebrochen. Dass das wehtat, war normal. Aber, er würde es überleben. Er würde weiterkämpfen und sich nicht wegen eines Knochenbruchs ins Krematorium stecken lassen. Er musste von diesem LKW fliehen. Aber zuvor musste er Kleider überziehen. Wo war Ulrich? Es grenzte an ein Wunder, dass er den Zellenachbarn zwischen den Körpern fand. Mit zusammengebißenen Zähnen gelang es Gerlinghoff dem Toten seine Kleider, die eigentlich die eigenen waren, wieder auszuziehen und selbst hineinzuschlüpfen. Fast am Ende seiner Kräfte zog er dem Freund den Leichensack über, aus dem er ihn ein paar Stunden zuvor herausgezogen hatte.

„Adieu, Ulrich“, verabschiedete sich Gerlinghoff zum zweiten Mal in dieser Nacht. „Ich bin schrecklich müde und schwach. Ich weiß nicht, ob ich es schaffen werde. Aber ich werde diese Chance nutzen. Ich werde unseren Kampf weiterkämpfen, das verspreche ich dir!“

Nach einer Verschnaufpause robbte Gerlinghoff an den Rand des LKW, zog sich mit der rechten Hand an der halbhohen Bordwand empor und lugte vorsichtig über sie. So weit er erkennen konnte, befand sich die Straße etwa zwei Meter unter der Ladefläche. Würde er es schaffen bei langsamem Tempo abzuspringen, ohne sich allzu schwere Verletzungen zuzuziehen? Er bezweifelte es. Auch war die Frage müßig, weil die Geschwindigkeit gerade ganz und gar nicht langsam war.

Hier am Rand des Fahrzeugs war die Luft besser. Gierig sog er den Fahrtwind ein. Ganz sicher war ihm nicht umsonst diese Chance gegeben worden. Er würde es schaffen. Die Frage war nur, wie er es anstellen sollte. Er musste unbedingt den LKW vor dem Krematorium verlassen, denn sonst würde man ihn beim Abladen der Leichen entdecken. Ir-

gendetwas musste nun geschehen, irgendwie musste er die Möglichkeit bekommen, von der Ladefläche zu springen.

Aber der Wagen setzte seine Fahrt mit unbeirrt gleichmäßigem Tuckern fort. Nach nicht allzu langer Zeit überwog Gerlinghoffs Erschöpfung die Anspannung, so dass ihm die Augen zufielen und er gerade noch spürte, wie er in bleiernen Schlaf versank.

Ein heftiges Knallen brachte ihn abrupt in die Wirklichkeit zurück. Etwas war geschehen. Der LKW neigte sich zur Gegenseite, die Ladung folgte, und Gerlinghoff musste sich mühsam festhalten, um nicht ebenfalls nach links zu kippen. Fast im gleichen Augenblick wurde der Lastwagen gebremst und kam zum Stehen.

Die Kabinentür wurde aufgerissen.

„Mist“, fluchte der Fahrer. „Das hat mir grade noch gefehlt.“

Mit angehaltenem Atem legte sich Gerlinghoff bäuchlings neben die Bordwand. So würde er nicht auffallen.

„Mist, verdammter!“, schimpfte der Fahrer weiter. „Jetzt platzt auch noch der Reifen. Viel zu dünn, die Dinger. Alles wird kaputt gespart. Für den Krieg? Geschwätz. Das wandert doch in private Taschen.“

Geräuschvoll wurde die Kabinentür zugeschlagen. Dann war zu hören, wie schwere Schritte sich rasch in Fahrtrichtung entfernten. Offensichtlich suchte der Mann Hilfe. Langsam richtete Gerlinghoff sich auf. So weit er sehen konnte, war die Straße hinter dem Wagen vollkommen frei.

Sich vorsichtig mit der rechten Hand sichernd, stieg Thomas Gerlinghoff über die Bordwand, ging in die Knie, ließ los und sprang.

II

*Otto Feckel,
Donnerstag, 12. September 1940,
Mündeslohe*

Es war ein strahlend schöner Spätsommermorgen. Noch in im Nachthemd stand Otto Feckel am Fenster seines Schlafzimmers, dessen Läden sein Amtsdienner gerade geöffnet hatte. Mit tiefen Atemzügen sog er die frische Morgenluft ein und schaute über den Marktplatz seiner Stadt. Seine Stadt, so konnte er Mündeslohe mit Fug und Recht nennen, seit er letztes Jahr zu ihrem Oberbürgermeister ernannt worden war. Voller Stolz schaute Feckel auf die altehrwürdigen Fachwerkhäuser, die den Platz säumten. Sein Blick fiel auf die Ratsherrenapothek, das Gasthaus zum Gildenen Schwan, das Albrecht-Dürer-Gymnasium und das mit Blumenmalereien verzierte Eckhaus, in dem Dr. Kempfrich praktizierte.

Keiner der hohen Herren der Stadt, die die Nase über ihn gerümpft hatten, wenn er wieder einmal den betrunkenen Vater aus der Wirtschaft heimholen musste, wäre wohl je auf die Idee gekommen, dass der kleine Otto einmal im vornehmsten Haus am Platze, dem Bürgerpalais, residieren würde. Als Sprössling einer Familie von Trinkern und Tagelöhnern war ihm dieser Aufstieg nicht in die Wiege gelegt worden. Nein, er hatte sich ihn hart erarbeitet, und das ohne höhere Schulbildung. Während die Söhne aus besserem Hause Latein eingetrichtert bekommen hatten, bevor sie sich an einen gedeckten Tisch setzten, hatte er in den Straßen herumlungern müssen, auf der Suche nach einer Aushilfsarbeit, für den Fleischknochen in der Suppe zu Hause.

Gut, dass er nicht die Beschränktheit seiner Mutter geerbt hatte. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wäre er nicht in die Partei eingetreten, nur weil die Kirche das in der Anfangszeit der Bewegung untersagt hatte. Arme Närrin. Natürlich hatte er sich nichts darum geschert, und später hatte sich die frühe Eintrittsnummer in seinem Parteiausweis immer wieder als ausgesprochen vorteilhaft erwiesen. Statt, wie von der Mutter befürchtet, in die Hölle, war er durch die Partei ins Bürgermeisteramt gelangt. Nicht schlecht würde sie gestaunt haben, wenn sie diesen Aufstieg noch erlebt hätte.

Die Ratsuhr über seinem Fenster schlug neunmal. Höchste Zeit, sich für das Frühstück fertig zu machen. Er läutete nach der Ordonanz, damit man ihm heißes Wasser in die Wanne laufen ließ. In einer Wohnung ohne sanitäre Anlagen aufgewachsen, genoss er jeden Morgen die Wohltat eines Schaumbades, ebenso wie seinen Muntermacher, einen stark gezuckerten Mokka, den er dabei nippte.

Nachdem er seine Parteiuniform angezogen hatte, bestellte er den Barbier. Zwar war ihm nie ganz wohl, die scharfe Klinge in fremder Hand so nahe an seiner Kehle zu spüren, aber in seiner Position wäre es ein Unding gewesen, sich eigenhändig zu rasieren.

„Was für ein Jahrgang, Kessler?“, fragte er den Bartschneider, als dieser gerade dabei war, sein Gesicht einzuschäumen.

„1893“, war die Antwort.

„Wo haben Sie gedient?“, wollte der Oberbürgermeister nun wissen.

„Zuerst Belgien, dann Frankreich“

Kessler nahm das Messer und führte es beunruhigend nahe an Feckels Hals.

„In welchem Regiment, Mann. Muss man Ihnen denn jeden Wurm aus der Nase ziehen?“, regte Feckel sich auf.

„Ich war Sanitäter, Herr Oberbürgermeister“, antwortete Kessler. „Bei den...“

„Sanitäter“, unterbrach ihn Feckel, „hätte ich mir ja denken können, dass es zu mehr nicht gereicht hat. Ganz schöner Aufstieg von dort bis zum Bartschneider des Oberbürgermeisters. Fragt sich nur, ob sie damit nicht doch etwas überfordert sind.“

„Ich habe Frau und Kinder zu ernähren. Wenn Sie mit irgendetwas unzufrieden sind, dann sagen Sie es mir doch bitte. Ich kann das sicher ändern.“

Als Feckel die Angst in den Augen des Barbiers sah, entspannte er sich.

„Andere sind ja wohl auch nicht besser“, brummte er und ließ es zu, dass das Messer um seine Kehle tanzte.

Die Rasur war noch nicht ganz zu Ende, da meldete der Amtsdieners den Sekretär des Oberbürgermeisters.

„Was gibt’s?“, fragte Feckel unwillig, als dieser mit einem Telegramm in der Hand den Raum betrat. Er konnte es nicht ausstehen, wenn man ihn vor dem Frühstück mit dienstlichen Angelegenheiten belästigte.

„Eine Nachricht von Gauleiter Hartmann.“

Die Antwort ließ Feckel von seinem Stuhl hochschnellen. Ohne weitere Worte riss er das Blatt aus der Hand des Sekretärs.

„Gauleiter Hartman kommt am 20. Oktober mit ca. fünfzehn Personen für ein bis zwei Tage zur Jagd nach Mündeslohe. Möglicherweise wird auch ein Damenprogramm erforderlich sein. Bitte alle notwendigen Vorkehrungen treffen. Weitere Drahtanweisungen folgen.“ Unterzeichnet war der Text von einer Person namens Oberholzer aus dem Büro des Gauleiters.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Feckel verstand. Der Gauleiter höchstpersönlich würde sein Gast sein! Das war eine wunderbare Chance, um auf der Karriereleiter weiter nach oben zu steigen. Noch keine vierzig Jahre alt, brauchte er nicht sein Leben lang Oberbürgermeister einer Provinzstadt zu bleiben. Bei ihm war noch alles möglich in der Zukunft des tausendjährigen Reiches.

„Was soll ich zurück telegrafieren?“, riss ihn die Stimme des Sekretärs aus seinen Gedanken.

„Zusagen natürlich“, rief Feckel. „Schreiben Sie, dass es eine große Ehre für uns sein wird, dem Gauleiter und seiner Gesellschaft eine Jagd auszurichten.“

„Ja, aber...“

„Kein aber, Otmar“, fiel Feckel dem Sekretär ins Wort. „Und nun Abmarsch. Die Antwort könnte längst geschrieben sein.“

Zufrieden lehnte er sich in seinem Stuhl zurück. Das Messer beunruhigte ihn nicht mehr, als der Barbier seine Arbeit mit raschen Handgriffen ihrem Ende zuführte.

Zwei Stunden und ein reichhaltiges Frühstück später öffnete die Ordnanz dem Oberbürgermeister das Portal zu seinem Ratszimmer. Wie immer, wenn er diesen Raum betrat, überkam ihn ein Hochgefühl. Rechts öffnete sich eine zweiflügelige Tür zum Rathausbalkon hin, links gaben bis zum Boden gehende Fenster den Blick auf den mit Platanen bestan-

denen Innenhof des Gebäudes frei. Die sonstigen Wände waren mit aufwändig verzierten Holzpaneelen fast bis zur Decke getäfelt. Ein rubinroter Läufer führte über das im Sonnenlicht honigfarben schimmernde Eichenparkett zu einem Schreibtisch in der Mitte des Raumes. Schwarz lackiert, mit goldenen Ornamenten und fast leerer Oberfläche dominierten er und der dazu gehörige hochlehnige Amtssessel den Raum. Die Wand gegenüber wurde von schlichten Holzstühlen gesäumt.

Otto Feckel atmete die nach aromatischen Hölzern und Bienenwachs duftende Luft in tiefen Zügen ein und nickte zufrieden. Der Schreibtisch symbolisierte perfekt, worum es beim Amt des Oberbürgermeisters ging: Seine Person war das Zentrum, auf ihn hin war alles ausgerichtet. Alle anderen hatten sich ihm unterzuordnen.

Es sei denn, ein Höherrangiger würde ihn hier besuchen, zum Beispiel der Gauleiter. Unmöglich, sich ihn auf einem der Seitenstühle vorzustellen. Andererseits spürte Feckel eine heftige Abneigung dagegen, eine andere Person an seinen Schreibtisch zu lassen. Er runzelte die Stirn. Am besten, er verhinderte, dass Gauleiter Hartmann den Raum betrat. Aber was war zu tun, für den Fall, dass der Vorgesetzte es sich in den Kopf setzen würde, das Ratszimmer anzuschauen?

Feckel brauchte nicht lange zu überlegen. Man würde renovieren. Er würde die Stuckdecke streichen lassen. Wenn Hartmann den Raum sehen wollte, so würde er nichts anderes zu Gesicht bekommen, als abgedecktes Mobiliar und Farbeimer.

Ein Räuspern.

„Sie können abtreten“, entließ der Oberbürgermeister die immer noch in der Tür stehende Ordonanz.

Aber der Mann rührte sich nicht vom Fleck und räusperte sich erneut.

„Dann mach doch endlich den Mund auf und sag, worum es geht!“.

Die Ordonanz knallte die Hacken zusammen. „Sekretär Otmar möchte gemeldet werden.“

Langsam wurde Feckel ärgerlich. „Ich möchte jetzt nicht gestört werden. Ist das denn so schwer zu kapieren? Und jetzt raus hier!“

„Jawohl, Herr Oberbürgermeister.“

Endlich machte der Sempel Anstalten, den Raum zu verlassen. Aber noch bevor er das Flügelportal hinter sich geschlossen hatte, schlüpfte Sekretär Otmar mit wie zur Abwehr erhobenen Händen in den Ratssaal.

„Was zum Teufel ...“, empörte sich Feckel, doch sein Ärger war schon bei den ersten Worten des Sekretärs vollständig vergessen.

„Es ist wegen der Jagd“, begann dieser „Ich bräuchte dringend Anweisungen, wie die Veranstaltung zu organisieren ist.“

Feckels Jagdwissen war gleich null. Er hatte noch nie bei einer Jagd zugehört, geschweige denn daran teilgenommen. Dementsprechend hatte er keine Ahnung davon, worauf bei der Organisation einer solchen Veranstaltung zu achten war. Aber seinem Verständnis nach brauchte er das auch nicht, denn dafür waren seine Bediensteten da.

Gerade wollte er zu einer entsprechenden Antwort ansetzen, als der Sekretär fortfuhr: „Überhaupt, da gibt es noch ganz viel abzuklären, zum Beispiel, wo wir die Pferde unterbringen und ...“

„Pferde?“, wiederholte Feckel entgeistert.

„Ja, Pferde“, bestätigte der Sekretär. „Der Gauleiter bringt doch sicher Pferde mit zur Jagd und wir müssen sie verpflegen und unterbringen. - Außerdem fragt der Oberforststrat Riedel, welche Pferde Hartmann auf dem Gelände einsetzen möchte und schlägt vor, dass er für Sie dann ein dazu passendes Tier besorgt. Er ist der Meinung, dass man mit Trakehnerwallachen nichts falsch machen kann, aber da der Gauleiter nie zuvor auf unserem Gelände geritten ist, wollte der Oberforststrat zur Sicherheit Ihre Meinung einholen. Er möchte auf keinen Fall, dass eines von Hartmanns Pferden sich den Knöchel verstaucht.“

Feckel gefror das Blut in den Adern. Ein Idiot war er gewesen, in seiner Begeisterung über den Besuch des Gauleiters nicht in Erwägung zu ziehen, dass dieser von ihm erwarten könnte, bei der Jagd mitzumachen, und das womöglich hoch zu Ross. Gab es so etwas wie Schnellkurse im Reiten? Egal, es war ausgeschlossen, dass er innerhalb von ein paar Wochen lernen würde, durchs Gelände zu preschen. Feckel rieb sich die Stirn. Verflucht, es konnte doch nicht sein, dass seine Karriere ins Stocken geriet, nur weil er aus so einfachen Verhältnissen stammte, dass er nie gelernt hatte, was bei einer Jagd zu tun war oder wie man sich auf einem Gaul hielt.

Irgendeine hoch ansteckende Pferdesuche in der Region wäre vielleicht die Lösung des Problems, aber seines Wissens lag nichts dergleichen vor. Außerdem konnte es ja sein, dass man dann ohne Pferde jagte und dabei würde er auch zu Fuß eine ausgesprochen schlechte Figur abgeben. Blicke nur noch, dass er selbst erkrankte, nein, besser, sich irgendeine Verletzung zuzog, die es ihm unmöglich machte, an der Jagd teilzunehmen, ihn jedoch an den sonstigen Geselligkeiten nicht hinderte.

„Was soll ich Herrn Oberforstrat Riedel melden und Herrn Gauleiter Hartmann hinsichtlich der weiteren Organisation zurückdrahten?“, riss ihn der Sekretär aus seinen Überlegungen.

„Melden Sie beiden, dass ich mich gerade in ärztlicher Behandlung befinde wegen einer Rückenverletzung, die ich mir heute früh zugezogen habe, dass ich aber spätestens heute Nachmittag in der Lage sein werde, mich mit ihnen in Verbindung zu setzen“, entschied Feckel.

Ohne mit der Wimper zu zucken, erwiderte Otmar: „Jawohl, Herr Oberbürgermeister!“ und wandte sich zum Gehen.

„Halt!“, Feckel sah auf seine Uhr. „Bis ich mich beim Gauleiter melde, bleiben Ihnen noch vier Stunden Zeit, um herauszufinden, wo Pferde gut untergestellt und gepflegt werden könnten. Was die weitere Organisation angeht: Vergessen Sie nicht, dass Sie Ihr Geld damit verdienen, mir Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen und nicht dafür, mich mit ihnen zu belästigen. Und jetzt rufen Sie Dr. Kempfrich. Er soll auf der Stelle zu mir kommen.“

„Aber, ich verstehe nichts von der Jagd“, entgegnete der Sekretär.

„Dann wird sich das bis heute Nachmittag geändert haben“, konterte der Oberbürgermeister. „Treiben Sie jemanden auf, der sich auskennt. Fragen Sie meinerwegen Tierarzt Wachele, wegen der Pferde. So, und jetzt benutzen Sie gefälligst Ihr eigenes Gehirn, statt mir mit Fragen auf die Nerven zu fallen.“

Ohne weiter auf den hilflosen Blick des Sekretärs einzugehen, beschied Feckel: „Und jetzt raus mit Ihnen!“

Otmar grüßte und verließ den Raum noch eiliger, als er gekommen war.

Der Oberbürgermeister war kein Freund allzu schwer verdaulicher Mittagessen. Sicher, in seiner Position hätte er jeden Mittag Schweinebraten und Kartoffelklöße mit Rahmgemüse haben können, davor eine gehaltvolle Suppe und einen großen Salat mit gebratenen Speckstreifen, danach ein oder zwei Stück Torte sowie einen starken Kaffee und zum Abschluss eine gute Zigarre. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Ein Bürgermeister der Bewegung war volksverbunden, kein Parasit, der immer nur darauf achtete, wie es ihm selbst ging, ohne auf andere Rücksicht zu nehmen. Also hatte er sich für diesen Mittag nach einer Rinderbrühe lediglich einen kleinen Kapaun bestellt mit ein paar Kroketten und gedünstetem Marktgemüse. Dazu ein leichter Rosé, danach ein Pfeffer-

minzsorbet, einen Mokka, eine Zigarette, und das war es dann auch schon gewesen.

Kurz nach 15 Uhr telefonierte Feckel mit dem Büro seines Vorgesetzten. Falls Herr Gauleiter Hartmann sich für eine Jagd zu Pferde entscheiden sollte: Die Mündesloher Ställe seien seit elf Jahren staupfrei, und das Gelände sei beispielsweise für Trakehner bestens geeignet. Allerdings ergäbe sich von anderer Seite ein kleines Problem: Beim Frühsport sei er unglücklich gestürzt und habe sich eine schmerzhaft Rückverletzung zugezogen. Im Alltag könne er sich zwar leidlich bewegen, allerdings habe ihm sein Arzt zur Verhinderung eines bleibenden Wirbelsäulenschadens für die nächsten Monate ein striktes Reitverbot auferlegt. Weiterhin dürfe er auch keine Fußwanderungen unternehmen, insbesondere sei Bewegung auf unebenem Gelände zu riskant für ihn. Bedauerlicherweise müsse er sich somit für die Jagd entschuldigen. Es sei denn, der Herr Gauleiter Hartmann bestünde auf einer Teilnahme.

Kurz darauf dankte Feckel für das Verständnis und gab durch, dass Oberforstrat Riedel ihn bei der Jagd vertreten würde. Der kenne das Gelände um Mündeslohe wie seine Westentasche. Nein, Feckel sei keinesfalls bettlägerig und könne seinen Pflichten ausnahmslos nachkommen. Ein alter Kämpfer lasse sich so schnell nicht klein kriegen. Heil Hitler!

Der Sekretär des Gauleiters hatte solch präzise Fragen nach dem Gelände gestellt, dass Feckel sich nur mit Mühe hatte herausreden können, denn er war mit der Landschaft um seine Stadt nicht besonders gut vertraut. So sehr er die luxuriösen Räume des Bürgermeisterpalais liebte, so wenig mochte er sich im Freien aufhalten. Aber um sich bei zukünftigen Fragen keine Blöße zu geben, musste er sich das Jagdgelände nun doch persönlich ansehen. Noch für den gleichen Nachmittag vereinbarte Feckel eine Ortsbegehung mit Oberforstrat Riedel, einem alten Parteifreund und passionierten Jäger. Glücklicherweise konnten sie den größten Teil des Areals von dem Geländewagen des Försters aus begutachten.

„Halten Sie auf der Kuppe!“, wies Riedel seinen Fahrer an, nachdem sie etwa einen Kilometer auf einem unbefestigten Weg zurückgelegt hatten.

„Von hier hat man die beste Sicht über diesen Teil unseres geplanten Jagdgebietes.“

Der Oberforstrat wies mit weit ausholender Geste über das Panorama von goldenen Feldern und bunten Streuobstwiesen, in dessen Mitte sich ein weiß getünchter Gebäudekomplex ausdehnte, der von einer Kirche mit Zwiebelturm beherrscht wurde.

Riedel fuhr fort: „Wir befinden uns auf dem Husarenberg. Gut, dass der Hügel nicht nach dem Kloster benannt ist, wie fast alles andere hier: Klosteracker, Klosterweg, Klostergarten, Klosterruhe. Zum Kotzen. Aber nicht mehr lange, dann haben wir hier anständige Namen. Ich habe mir für diese Region schon mal Adolf-Hitler-Hain, Wotan-Acker und Wäl-sungen-Weg vorgemerkt...“

Aber Feckel hörte nur noch mit halbem Ohr zu. Vor seinem inneren Auge sah er eine Szene, die sich vor langer Zeit auf einer der Klosterwiesen abgespielt hatte: Als Junge von vielleicht elf Jahren hatte er dort Obst gestohlen, einen Korb voller saftiger, dunkelroter, süßer Kirschen. Gerade als er sich mit seiner Beute aus dem Staub machen wollte, hatte, so plötzlich und lautlos, als sei sie aus dem Erdboden gewachsen, eine Frau in einem langen, hellen Gewand vor ihm gestanden. Es war unmöglich gewesen, ihr Alter zu bestimmen, vielleicht, weil die Haare unter einem schwarzen Schleier verborgen waren.

Mit grauen, ernsten und etwas traurigen Augen hatte sie ihn angeschaut und gefragt: „Kennst du denn nicht die Zehn Gebote?“

Schon unter normalen Umständen hätte Feckel keine Antwort gewusst. Nun aber war er vollkommen verwirrt gewesen. Wer war diese Frau? Wo kam sie her, und was wollte sie von ihm? Wie erstarrt war der Junge da-gestanden. Er hatte sich geschämt, ohne recht zu wissen, warum. Schließlich war er zu dem Schluss gekommen, dass der Frau die Kirschen gehörten. Zerknirscht hatte er deshalb den Korb vor sie auf den Boden gestellt.

„Nimm das Obst und komm mit!“, hatte die Frau ihn jedoch angewiesen.

Und er war ihr gefolgt, obwohl er ganz einfach hätte wegrennen können. Sicher wäre sie ihm nicht nachgelaufen. Aber das hätte sie auch gar nicht gebraucht. Irgendetwas an ihr hatte den Jungen in ihren Bann geschlagen, und er hatte nichts anderes tun können, als ihr zu gehorchen. Selbst all die Jahre später konnte Feckel es sich nicht erklären, warum dies so gewesen war. Wie ein Hündchen war er hinter der hoch gewachsenen Frau hergetrottet, bis sie die Klostergebäude erreicht hatten, die mit Kirche um einen Innenhof gruppiert waren. Die weiße Dame hatte ihn in das Hauptgebäude geführt. In der Eingangshalle hatte sie einer anderen Frau etwas zugeflüstert, woraufhin diese in einem der abgehenden Flure verschwunden war.

„Die Zehn Gebote sind uns von Gott gegeben“, hatte die Dame sich dem Jungen wieder zugewandt. „Eines davon heißt, du sollst nicht stehlen! Deshalb darfst du keine Kirschen mehr stehlen und auch sonst nichts anderes.“ Mit einem leisen Lächeln hatte sie hinzugefügt: „Aber ab heute darfst du dir jeden Tag ein Körbchen Obst auf den Klosterwiesen pflücken. Wenn jemand fragen sollte, antworte, dass die Schwester Oberin es erlaubt hat.“

In diesem Augenblick war die andere Frau mit einem großen, runden Laib Brot und einer Hartwurst wiedergekommen.

Immer noch lächelnd, hatte die Dame dem Jungen die Esswaren in die Hand gedrückt. „Und nun lauf nach Hause, und bringe deiner Mutter euer Abendbrot!“

Ohne den Korb aus der rechten Hand zu geben, hatte Otto Feckel mit der linken nach Brot und Wurst gegriffen, um sogleich davon zu rennen, so schnell ihn seine Füße tragen konnten.

„Aber vergiss nicht: Du darfst nicht stehlen, niemals wieder!“, hatte die rätselhafte Frau ihm nachgerufen.

Von da an hatte er ein paar Monate lang nichts mehr gestohlen, bis der Hunger ihn wieder dazu getrieben hatte. Die Klosterwiesen aber hatte er seither gemieden. So war die Erntezeit vorübergegangen, ohne dass er auch nur ein Mal von dem Angebot, sich Obst zu pflücken, Gebrauch gemacht hätte. Feckel hätte nicht zu sagen vermocht, warum er sich so verhalten hatte. Es war ja nun fast eine Ewigkeit her, dass er zuletzt an diese Begebenheit gedacht hatte.

„Die Nonnen da unten haben die längste Zeit hier fett gelebt auf Kosten des Volkskörpers, hätten schon viel früher das Licht ausgeblasen bekommen sollen. Aber die Leute kapieren nicht, dass sie ausgenutzt werden und lassen sich von den scheinheiligen Weibern für dumm verkaufen. Zu den Gottesdiensten kommen sie immer noch und laufen scharenweise bei den Prozessionen mit“, hörte er Riedel gerade sagen „Aber wir werden die Damen schon noch abservieren. Der Plan dafür ist sicher unter Dach und Fach, da drauf kannst du wetten.“

„Heikle Angelegenheit, aber der Führer wird das schon hinkriegen. Der hat ja in seinem kleinen Finger mehr Verstand als unsereiner im gesamten Kopf“, stimmte Feckel zu, steckte sich eine Zigarette an und blies nachdenklich graue Kringel in die Luft. „Nach deinem Vorschlag soll die Jagd auch über das Klostergelände gehen, nicht wahr?“

„Natürlich jagen wir da drüber“, bestätigte der Förster. „Sicher werden die Nonnen das nicht wollen, nach dem Motto `die armen Tiere` und so weiter. Aber wir werden sie gar nicht erst fragen. Und wenn die Jagd ihre Felder verhunzt - mein Mitleid hält sich in Grenzen. Das Geschwärl ist doch nicht besser als die Juden und Zigeuner. Nun ja, sie reden salbungsvoller und kommen harmloser daher, das ist aber auch der einzige Unterschied. Glaub mir, man kann diesen Weibern nicht für fünf Pfennige über den Weg trauen. Führergehorsam, Volkstreue, Aufopferung für die Bewegung, das ist denen doch vollkommen fremd.“

Feckel nickte. „Beim letzten Klostersturm wurden doch viele Abteien enteignet und die Nonnen davon gejagt. Ich frage mich, warum die da unten bisher davongekommen sind. Wir hätten ihren Kasten doch gut gebrauchen können, zum Beispiel als Erholungsheim für unser Winterhilfswerk.“

„Kommt alles noch, Otto“, erwiderte der Oberforstrat. „Dauert gar nicht mehr lange. Was der Führer sich einmal in den Kopf gesetzt hat, da bleibt er dran. Verlass dich drauf. Und vorher machen wir noch ein bisschen Jagd auf dem Klostergelände. Wird sicher ein Heidenspaß.“

Als Feckel nach dem Schweinebraten, den er sich zum Mittag versagt hatte, abends mit weit von sich gestreckten Beinen an seinem Stammtisch im Gildenen Schwan saß und eine Zigarre paffte, war er rundum zufrieden mit sich. Seine Leute organisierten die Jagd. Mit der Angelegenheit konnte er beim Gauleiter Punkte machen und wegen seiner angeblichen Verletzung brauchte er nicht mit ins Gelände.

„Noch einen Cognac, Mathilde mit den schönen Augen“, wies er die Kellnerin an.

Seit einigen Jahren hatte er so etwas wie ein kleines Techtelmechtel mit ihr. Schon möglich, dass sie es anders nennen würde. Vielleicht spekulierte sie sogar auf ein Verlöbnis. In letzter Zeit häuften sich ihre Bemerkungen in diese Richtung. Nun, das störte Feckel wenig. Ganz sicher würde der Oberbürgermeister sich nicht an eine Kellnerin wegwerfen. Nein, da schwebte ihm schon etwas ganz anderes vor: Ein blitzsauberes Mädchen würde er heiraten mit Augen so blau wie der Ammersee an einem Sommertag und langen, blonden Zöpfen. Noch kannte er dieses Prachtmädel nicht, aber sie würde ihm irgendwann begegnen, darauf hätte Feckel sein Parteiabzeichen verwetten können. Und dann würde er die Gelegenheit beim Schopfe packen, oder sollte er besser sagen, bei den Zöpfen?